



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

massive Kirche von ihrer kleinen Höhe herab als ihre geistige Heimat winkte. Sonntag für Sonntag war die Kirche voller Zuhörer, und an Feiertagen saßen sie auf den Treppen und standen in den Gängen. Alles war voll Andacht.

Der Pfarrer war ein alter Rationalist, und man ist gewöhnt, über den „alten, flachen, kalten, schalen“ Rationalismus den Stab zu brechen; man beurteilt ihn gern nach einigen häßlichen Auswüchsen. Aber man ist mit den würdigen Männern einer vergangenen Zeit ungerecht umgegangen. Wahr ist es, daß ihnen unter der ätzenden Kritik ihrer Professoren manches Kleinod des Glaubens abhanden gekommen war. Aber was ihnen geblieben war, das hielten sie umso fester, das umfaßten sie mit umso größerer Wärme und erwärmten auch ihre Gemeinden dafür. Niemand wird die Gesangbuchverhunjungen und die natürlichen Wundererklärungen jener Zeit loben, besonders wenn er sie gelesen hat. Niemand wird das lockere und unwürdige Treiben eines Karl Friedrich Bahrdt verteidigen. Aber deshalb sollte man doch über Tausende von braven und treuen Männern nicht voreilig den Stab brechen, die in ihrem Leben heilig und ernst für eine ihnen heilige und ernste Sache gekämpft haben. Der Pfarrer B. in Freischdone war ein gewaltiger Prediger. Stundenweit kamen die Leute in seine Kirche, auch die Katholiken aus dem benachbarten Zulderland. Er hielt scharfe Predigten gegen die alten Sünden der Gebirgsvölker, gegen das Saufen und die Unzucht. Er brachte durch seine eindringlichen Mahnungen manchen, der einen Meineid schwören wollte, davon zurück. Sein Andenken steht noch heute bei den Kindern derer, die einst an seinen Lippen hingen, in Ehren.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Kohlenring. Die „Schlesische Zeitung“ hat wiederholt auf die Thatsache hingewiesen, daß fast die gesamte Kohlenförderung des ober-schlesischen Reviers — die fiskalischen Gruben nicht ausgenommen — in die Hände weniger Großhändler gelangt, die als Konsortium den Markt beherrschen und in rücksichtsloser Ausbeutung dieser Lage die Kohlenpreise willkürlich in die Höhe treiben, ohne daß den Grubenbesitzern und Bergleuten aus der Preiserhöhung ein Vorteil erwüchse. Die Kohlenpreise sind von diesen Herren seit anderthalb Jahren um sechzig bis hundert Prozent erhöht worden, während die Aufbesserung der Arbeitslöhne höchstens zwanzig bis fünf und zwanzig Prozent beträgt. Dem gemeinschädlichen Treiben des Kohlenringes ein Ende zu machen, seien nur die fiskalischen Werke in stande. Diese sollten erstens die Preise ihrer eignen Kohlen sofort herabsetzen, zweitens in Zukunft nicht mehr den überwiegenden Teil ihrer Förderung Großhändlern überlassen, ohne diesen die Verkaufspreise vorzuschreiben. Am besten würde es sein, wenn der Kohlenverschleiß auf dem Wege der Agentur mit öffentlich bekannt gemachten Preisen bewirkt würde, wie das im Saargebiet schon seit Jahren geschehe. In Nr. 651 (18. September) beklagt es die „Schlesische Zeitung“ aufs lebhafteste, daß ihre Bemühungen bis jetzt ohne Erfolg geblieben sind, und daß am 1. September eine

neue Preissteigerung eingetreten ist. „Wir protestiren darum heute noch einmal, schreibt sie, laut und eindringlich gegen das Gebahren des Kohlenringes. Wir appelliren aber ebenso an die Verwaltungen der fiskalischen Werke, die wohl in der Lage sind, Wandel zu schaffen. Wir halten uns zu diesem erneuten Appell um so mehr berufen, als die vom wirtschaftlichen wie vom sozialen Standpunkte aus so hochwichtige Kohlenfrage von der freisinnigen Presse so gut wie vollständig tot geschwiegen worden ist. Gewinnt es doch fast den Anschein, als ob diese Blätter Anstand nähmen, die Interessensphäre der Herren Casar Wollheim, Emanuel Friedländer, Gebrüder Ollendorf und Raß zu berühren. Wir fragen: wo sind hier die auf der öffentlichen Arena laut schreienden Tribunen, wo die Rufer im Streit um die Wohlfahrt und die Rechte des Volkes?“ Wir sind gespannt, ob die freisinnigen Blätter den Mut haben werden, zu der Sache für die eine oder für die andre Seite, für das frierende Volk oder für das möglicherweise notleidende Großkapital — denn wer litte heutzutage nicht alles Not! — Stellung zu nehmen.

Zur Armenpflege. Die Beteiligung an der Armenpflege wird in Deutschland mit Recht als ein Erziehungsmittel für das ganze Volk betrachtet. Die zur Durchführung des Systems der individuellen Armenpflege erforderlichen Tausende von Pflegern und Helfern sollen es für sich selbst als Wohlthat empfinden, daß sie berufen sind, notleidenden Mitmenschen zu helfen und sie dauernd emporzuheben. Die Kluft, die die verschiedenen Klassen von einander trennt, soll durch die Einrichtung der Pfleger und Helfer überbrückt, die materielle, geistige und sittliche Not des Nächsten abgewandt und die Jugend vor Verwahrlosung behütet werden. Auch Frauen und Jungfrauen sollen Hand anlegen, sich besonders der dürftigen Weiber und Kinder annehmen, ihnen bei der Aufrichtung eines gesunden Familienlebens beistehen. Die nichtamtliche Armenpflege erstreckt sich auch auf Verhütung von Arbeitslosigkeit, Bettelei, Trunk, auf Sorge für Kranke, gute Wohnungen, geregelte Mietzinszahlung, Spar- und Wirtschaftseinrichtungen. Damit hängen zusammen allerlei Veranstaltungen für Kinder und Erwachsene, Gesunde und Kranke, Einheimische und Durchreisende, wie Krippen, Bewahr- und Beschäftigungsanstalten, Horte, Arbeitsstätten und Vermittlungsstellen, Verpflegungsstationen, Arbeiterkolonien. Auch manche rein gemeinnützige Anstalten, wie Gesellenherbergen, Frauen- und Mädchenheime, Erziehungs-, Antiluzus-, Mäßigkeitsvereine wirken mittelbar gegen Verarmung. Je mehr die Armenpflege ihren Zweck durch persönliche Fürsorge und Überwachung der Lebensführung erreicht und der Armut vorbeugt, um so rascher kann ein edleres Menschentum, ein schöneres Zeitalter herbeigeführt werden.

Eine klar und bündig gefaßte Anleitung zur Armenpflege aus der Feder eines in Theorie und Praxis bewährten Lehrers der Volkswirtschaft liegt uns in dem neuesten Heft von Zimmers Handbibliothek (Bd. 11—14, Abt. 34) vor: Die Armenpflege. Von Professor Dr. W. Böhmert in Dresden (Gotha, F. A. Perthes, 1890). Die nur hundert Seiten umfassende, auch im Sonderdruck zu habende Schrift behandelt in zwanzig Abschnitten u. a. Begriff, Wesen und Arten der Armut, Ursachen, Grenzen, Mittel zu ihrer Bekämpfung, Armenpflege im Heiden-, Juden- und Christentum, ihre Grundzüge in England, Frankreich, Deutschland, Osterreich, Italien, Gesetzliches, das Elberfelder System, Armenpflege auf dem Lande, offene, geschlossene Pflege, Waisen, Kranke, Gebrechliche, Bettler, Arbeitsscheue, Trunkfüchtige, Frauenthätigkeit, nichtamtliche, Privat- und Vereinswohltätigkeit, Verbindung der nichtamtlichen und amtlichen, kirchliche Pflege, Statistisches, Litteraturnachweis.

Aus den Erfahrungen des Verfassers sei hier nur Folgendes hervorgehoben. Der Pfleger soll im Geben vorsichtig, in der Pflege geduldig, in der Überwachung streng sein. Ohne genaue Untersuchung der Verhältnisse sollte nie Geld an Unbekannte verabreicht werden. Alle Angaben von Bettlern sind mit Mißtrauen aufzunehmen; meist wird die Wohnung oder zum Lehrer zu begleiten und die Eltern zurechtzuweisen. In größern Städten pflegen Bettelbriefsteller in die Häuser der Armen zu gehen und sie zu Bettelbriefen zu ermuntern. Der Anblick von Leuten, die ohne Arbeit bequem von Geschenken leben, wirkt auf ihre Nachbarn geradezu ansteckend. Sogar ziemlich wohlhabende Personen betreiben die Bettelei durch Briefe gewerbsmäßig. Vor einem mit 3000 Mark pensionirten Beamten in Dresden wurde gerichtlich gewarnt, dennoch bettelten seine Töchter fort, angeblich für arme Personen. Die Lokalpresse sollte Fälle gewerbsmäßiger Bettelei ans Licht ziehen und vor planlosem Spenden wieder und wieder warnen. Doppelte Vorsicht ist nötig bei Gesuchen junger Eheleute. Not und Entbehrung ist für viele die einzige Lehrmeisterin. Der Strenge bedarf es stets, wenn bemittelte Kinder ihre Eltern der Armenversorgung anheim fallen lassen. Weihnachtsbescherungen für arme Kinder würden besser in deren Häusern als in strahlenden Sälen von Vereinen veranstaltet. Viele Menschen sind durch Teilnahme an der Armenpflege selbst gebessert und zufrieden geworden oder haben sich gute Diensthboten, zuverlässige Arbeiter, treue Vereinsgenossen erworben. Verarmte müssen vor allem angeleitet werden, sich bessere wirtschaftliche Gewohnheiten anzueignen; reinliche Wohnung ist der erste Schritt dazu. „Alle Armenpfleger sind mit berufen, die Massen über die Grundsätze der Volkswirtschaft und die Ursachen der Not aufzuklären und die Wahrheit verbreiten zu helfen, daß die soziale Lage der Menschheit durch kein Universalmittel, keine neue Zwangsorganisation, sondern nur auf dem Boden der Freiheit, Selbstthätigkeit und Selbstverantwortlichkeit des Individuums, durch Verbindung persönlicher Anstrengungen und gemeinnütziger Einrichtungen von Familie zu Familie, Gemeinde zu Gemeinde mit Weisheit, Geduld, Liebe und Entsaugung allmählich verbessert werden kann.“

Von einzelnen Armutsurtsachen wird bei den in Deutschland öffentlich unterstützten Personen nur in zwei Prozent aller Fälle Trunk angegeben. Diese Ziffer würde sehr viel höher ausfallen, wenn nicht erfahrungsmäßig zahlreiche hierher gehörige Fälle unter Krankheit, Tod des Ernährers, Arbeitscheu, Arbeitslosigkeit, Unfälle untergebracht würden.

Wer einsieht, daß das Armenpflegewesen einen sehr wesentlichen Teil der sogenannten sozialen Frage ausmacht, wird auch verstehen, daß es seine, eines und einer jeden Pflicht und Schuldigkeit ist, Kenntnis von der Theorie zu nehmen, sowohl um selbst in richtiger Weise anzugreifen, wie auch um so weit als möglich Mißgriffen andrer entgegenzuarbeiten. Die Meinung, daß es nur guten Willens und sogenannten gesunden Menschenverstandes für diese Angelegenheit bedürfe, ist zwar sehr verbreitet, aber auch sehr irrig. Auch die Wahrnehmungen des Einzelnen sind meistens unzulänglich. Darum streben neuerdings auch Behörden und Vereine immer erfolgreicher darnach, ihre Erfahrungen auszutauschen.

Bedingen. Wahrlich, das hätte ich nicht geglaubt, daß dem Scheusal von Dummheit und Gedankenlosigkeit, bedingen genannt, noch einmal einer ernstlich zuleibe gehen würde! Aber da es nun einmal geschehen ist, und da auch ich zu den modesprachlichen Rednern gehöre, die „es nicht schreiben, und wenn sie hundert

Zahre alt würden," so will ich mir zur Erhöhung der luftreinigenden Wirkung, die der „diesbezügliche“ Aufsatz in Nummer 22 der Grenzboten hoffentlich ausüben wird, erlauben, auf einen hinzuweisen, der den Abscheu vor dieser Errungenschaft schon lange vor der „Septzeit“ mit den heutigen Kezern geteilt hat. Es ist Arthur Schopenhauer.

Sehr höflich läßt sich Schopenhauer nicht aus. In seiner höchst lesenswerten Abhandlung „Über Schriftstellerei und Stil“ verbreitet er sich auch über die Schriftsteller, die nach Boileaus Wort *parlant beaucoup ne disent jamais rien*, und wirft ihnen vor, daß sie, eigener Unklarheit wegen, wo immer möglich alle entschiednen Ausdrücke vermeiden; daher unter andern, im Gegensatz zu Leuten von Geist, stets den abstraktern Ausdruck dem konkretern, der die Sache der Anschaulichkeit näher bringen würde, vorziehen. Als „besonders lächerliches Beispiel“ hierfür führt er dann das Wort *bedingen* an. Ich setze gleich die ganze Stelle hierher. Er sagt: „Jene Vorliebe für das Abstrakte läßt sich durch viele Beispiele belegen: ein besonders lächerliches aber ist dieses, daß man in der deutschen Schriftstellerei dieser letzten zehn Jahre fast überall, wo „bewirken“ oder „verursachen“ stehn sollte, *bedingen* findet; weil dies, als abstrakter und unbestimmter, weniger besagt (nämlich „nicht ohne dieses“ statt „durch dieses“) und daher immer noch Hintertürchen offen läßt, die denen gefallen, welchen das stille Bewußtsein ihrer Unfähigkeit eine beständige Furcht vor allen entschiednen Ausdrücken einflößt. Bei andern jedoch wirkt hier bloß der nationale Hang, in der Litteratur jede Dummheit, wie im Leben jede Ungezogenheit, sogleich nachzuahmen, welcher durch das schnelle Umsichgreifen beider belegt wird; während ein Engländer bei dem, was er schreibt, wie bei dem, was er thut, sein eignes Urtheil zu Rate zieht; dies ist im Gegentheil niemandem weniger nachzurühmen als dem Deutschen. Infolge des besagten Herganges sind die Worte „bewirken“ und „verursachen“ aus der Büchersprache der letzten zehn Jahre fast ganz verschwunden, und überall ist bloß von *bedingen* die Rede. Die Sache ist, des charakteristisch Lächerlichen wegen, erwähnenswert.“

Das ist gewiß recht grob; aber wer weiß, ob Schopenhauer nicht noch viel gröber geworden wäre, wenn er den heutigen Gebrauch des Wortes hätte beobachten können! Denn er beklagt sich doch nur darüber, daß es statt *bewirken* oder *verursachen* angewendet wird; augenblicklich aber kann man in der That sagen, daß *bedingen* fast alles bezeichnet. Wie der Verfasser des Aufsatzes in Nummer 22 mit Recht hervorhebt, wird es gleichzeitig in zwei einander genau entgegengesetzten Bedeutungen gebraucht; hinzufügen aber kann man, daß der Gebrauch im verkehrten Sinne bei weitem der häufigere ist. In wissenschaftlichen, besonders naturwissenschaftlichen Werken ist er durchaus der gewöhnliche. Daß *bedingen* nur so viel heißen kann wie etwas zur Bedingung haben, also es voraussetzen, von ihm bewirkt werden, von ihm abhängig sein oder dergleichen, fällt niemandem mehr ein. „Der Verkehr des Menschen (so! statt der Menschen) bedingt die Verbreitung der Pflanzen,“ also mit andern Worten „der menschliche Verkehr ist von der Verbreitung der Pflanzen abhängig,“ soll natürlich genau das Umgekehrte sagen, nämlich daß die Pflanzenverbreitung von dem menschlichen Weltverkehr abhängt, durch ihn beeinflusst wird. Um auszudrücken, daß baumbewohnende Ameisen in Brasilien sich auf den Störer ihrer Ruhe sofort in Scharen herabfallen lassen, erzählt ein deutscher Universitätslehrer in einer streng wissenschaftlichen Abhandlung, die geringste Erschütterung genüge, „um ihr Herabfallen zu bedingen.“ Hier liegt der Unsinn doppelt klar am Tage, denn wenn das eine die Bedingung des andern ist, so ist sie dies doch selbstverständlich schon, ohne daß die Erschütterung

thatsächlich eintritt; während es hiernach scheint, als ob die Erschütterung erst das Bedingtsein bedingte! In Wirklichkeit ist doch aber wohl die Erschütterung das Vorausgehende, und das Herabfallen die Wirkung; also bedingt das Herabfallen die Erschütterung, und nicht umgekehrt. Derselbe Universitätslehrer giebt auch an, daß ein gewisses Reagens das Auftreten einer intensiv roten Färbung bedinge, während doch der Sinn ist, daß die Färbung eintritt, wenn das Reagens angewandt wird, also die Färbung das Reagens bedingt. Aber freilich, derselbe Gelehrte spricht auch von Ameisen, die die Vegetation ihrer Nester, „mit Ausnahme einer von ihnen sehr gepriesenen (!) Grasart vernichten!“ Ein anderer, sehr hervorragender Gelehrter und Forscher spricht von „organischer Substanz, deren Leben der Sauerstoff vorher bedingte“ (statt bedingt hatte); und doch ist ohne weiteres klar, daß nicht der Sauerstoff das Leben, sondern das Leben das Vorhandensein des Sauerstoffs bedingt, d. h. voraussetzt. Einem dritten, ebenso hervorragenden Universitätslehrer „hilft“ der Bau der Finger „eine eigenartige Handschrift bei uns bedingen,“ wo natürlich gemeint ist, daß die Eigentümlichkeit der Handschrift zum Teil von dem Bau der Finger abhängt, aber das Umgekehrte gesagt ist, nämlich daß sich der Bau der Finger nach der Handschrift richte, die eben diese Finger schreiben! So sollen auch die erworbenen und vererbten Eigenschaften „die Gestaltung der Organismen bedingen,“ statt umgekehrt; und so weiter. Dergleichen kann doch in der That nur von Leuten verteidigt werden, die der Ansicht sind, daß weder der Sprachgebrauch Logik, noch die Logik den jeweiligen Sprachgebrauch bedinge. Daß der Hund noch nicht Junge bedingt, ist ein wahres Wunder; nächstens wird es wohl auch noch dahin kommen. Th J

Nochmals lebe, liebe! Von zwei Seiten bin ich darauf aufmerksam gemacht worden, daß das neulich von mir besprochene alte Gesellschaftslied: „Lebe, liebe, trinke, lärme“ von Haydn komponirt worden ist, und daß vielleicht diese Komposition dem Liede zu seiner Volkstümlichkeit verholfen habe. Dieser freundliche Hinweis hat mich veranlaßt, auch noch der musikalischen Seite der Frage nachzugehen, und das Ergebnis ist folgendes.

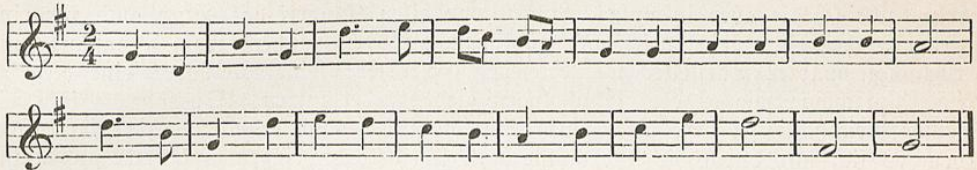
In Beckers Taschenbuch von 1791, woraus ich das Lied für mein Großvaterbuch entnommen hatte, stehen folgende Bemerkungen dabei: „Mel. f. Lieder für Freunde, Leipzig, 1788. p. 37. Dieses kurze Lied, welches auch als eine Gesundheit gebraucht werden kann, nimmt sich überaus gut aus, wenn darzu nach dem Tacte die Weingläser angestoßen werden: da muß es aber einigemal hinter einander gesungen werden, und die Zahl derer, welche anstoßen wollen, muß ungleich oder ungerade sein.“

Zufällig sind die „Lieder für Freunde,“ auf die hier verwiesen wird, im Besiß der Leipziger Stadtbibliothek. Der genaue Titel des Buches ist: Lieder für Freunde der geselligen Freude. Leipzig, 1788. Es ist ein Oktavband von zwei- und siebenzig Seiten. Seite 37 steht der Text unsers Liedes genau so wie bei Becker und dazu (in dreistimmigem Satz) folgende Melodie:



Das ist nun nicht die Haydn'sche Komposition. Diese ist vielmehr ein ganz motettenartig durchgeführtes vierstimmiges Gesangstück (F-dur) mit Klavierbegleitung. Sie findet sich im achten Hefte der alten Ausgabe der Oeuvres de J. Haydn von Breitkopf und Härtel und neuerdings auch in der Edition Peters Nr. 1354 (Haydn, Vierstimmige Gesänge). Daß aber durch diese Komposition Haydn's das Lied populär geworden sei, ist ganz undenkbar. Ganz abgesehen davon, daß die Klavierbegleitung dabei unentbehrlich ist, ist auch die Komposition selbst so künstlich, daß sie nur von musikalisch gebildeten Sängern, aber nimmermehr von einer durch den Zufall zusammengeführten Gesellschaft gesungen werden kann.

Aber auch die oben wiedergegebene Melodie ist nicht populär geworden. Die Melodie, nach der das Lied heute noch gesungen wird, ist die, die H. Musiol und D. v. Hase mit geringen Abweichungen von einander in der Neuen Zeitschrift für Musik mitgeteilt haben, und mit der auch folgende mir bekannt gewordene Weise ziemlich übereinstimmt:



Wo diese herkommt, bleibt noch nachzuweisen. So viel ist sicher, daß sie mit der sentimental umgestalteten des Textes, die jetzt verbreitet ist, zusammenhängt (Haydn und die Melodie von 1788 haben noch den echten Ebertschen Text). Vielleicht ist sie, wie so viele Melodien, im Volksmunde selbst aus Bestandteilen anderer Melodien zusammengestellt worden. Die dritte und vierte Zeile wenigstens erinnern auffällig an die beiden Zeilen aus dem „Landesvater“: „Hört, ich sing' das Lied der Lieder, hört es, meine deutschen Brüder.“ G W

Falsche Thatsachen. Im vorigen Hefte der Grenzboten fühlt sich der Verfasser des vortrefflichen Aufsatzes „Zum Schutze der Wahrheit in der Presse“ gleich in der ersten Zeile veranlaßt, zu dem von ihm gebrauchten Ausdruck „Falsche Thatsachen“ eine entschuldigende Anmerkung zu machen; der Ausdruck, sagt er, sei in der Juristensprache allgemein üblich, und es werde etwas bestimmtes darunter verstanden. Ja wohl, in der Juristen- und, wie man auch hier wieder hinzufügen kann, in der Zeitungssprache. Beides ist ja immer so ziemlich dasselbe. Breite, Schwulst, Steizengang, langatmige Umschreibung der einfachsten Begriffe (ganz abgesehen von wirklichen Sprachfehlern!) das ist es, was beide kennzeichnet. Auch in der Tagespresse kann man täglich von „falschen,“ von „erfundenen,“ von „erdichteten Thatsachen“ lesen! Als ob es nicht das Wesen der Thatsache wäre, daß sie eben wahr ist, daß sie sich wirklich zugetragen hat, als ob eine „falsche Thatsache“ nicht der albernste Widerspruch in sich selbst wäre! Was die Herren Juristen und Zeitungsschreiber sagen wollen, ist: eine „sachliche“ oder eine „thatsächliche Unwahrheit,“ d. h. eine Unwahrheit, die nicht bloß in der Form der Darstellung liegt, also etwa in einer Übertreibung, einer Gehässigkeit, einer unverdienten Lobhudelei und dergleichen, sondern in der Sache selbst, im Inhalt. Sollte es denn nicht möglich sein, wenigstens aus unsrer Rechtssprache den Unsinn der „falschen Thatsachen“ wieder zu beseitigen?